



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Nohl, Ludwig: Aus Beethoven's späterem Leben : Entstehung und Art der großen Messe.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Aus Beethoven's späterem Leben.

Entstehung und Art der großen Messe.

Von

Ludwig Nohl.

„Philosophie des Lebens, das besitzen Sie und das ist genug;“ — „Wenn Sie verzagen, wer sollte dann Muth haben; alle Welt würde sich bemühen Ihr Leben Ihnen angenehm zu machen;“ — „Sie sind in Bremen vergöttert;“ — „Im Conversationslexikon steht geschrieben, daß Sie ein Seitenkind des großen Friedrich seien; solche Irrthümer müssen dennoch berücksichtigt werden, Sie brauchen nichts von Friedrich zu borgen;“ — „Blumenkränze und Orpheus Leher werden einstens an Ihrem Grabe hängen — Sie aber — — in dem Buche der Unsterblichkeit;“ und endlich: „Der Mann an der Thür spricht soviel Schönes von Ihnen, er erkennt ganz ihren Werth als Künstler und als Mensch, er macht seinen Nachbarn begreiflich, daß Sie der größte Mann in Europa sind, er hat Recht;“ — solchen Aeußerungen vom „viel zusammenschwärmenden“ Hofrath Peters und Andern in den Berliner Conversationsheften Beethoven's von 1819/20 entsprechen auch die stets wachsenden Anzeichen des Ruhmes von außen. Aus Neugierde begehre man die kurz vorher erschienene Sonate Op. 106 auch in Mayland, obwohl dort kein Mensch lebe, der so etwas spielen könne, heißt es. Doch war dorthin bereits damals Beethoven's verehrte „Dorethea-Cäcilia,“ Frau von Ertmann, der das schöne Op. 101 gewidmet ist, übergestedtelt. „Die Engländer sprechen von nichts, als daß Sie nur nach England kommen,“ solche Conversation stimmt zu Beethoven's Erzählung damals, daß Engländer bei ihm waren: „Lachend sagte er: sie haben mir meine Feder weggenommen.“ Den 15. März 1819 zeigt sich auch die Raibacher Philharmonische Gesellschaft „allgemein von dem Wunsche durchdrungen, die Zahl ihrer Ehrenmitglieder durch ihn geziert zu wissen,“ welche „Anerkennung seiner geringen Verdienste in der Tonkunst“ er am 4. Mai mit geziemender Würde und Dienstbereitschaft aufnimmt. Am 1. October 1819 aber wird er in Wien, wo er „Bürger“ schon seit 1815

Grenzboten II. 1874.

war, auch zum Ehrenmitglied des kaufmännischen Vereins ernannt, eine kleine Genugthuung für die Geringschätzung und Plagen die ihm andere „Bürger“ dort in dem famosen Vormundschaftsprozeß wegen seines Neffen bereitet hatten. Auch ward er, wie wir noch sehen werden, in dieser Zeit nicht weniger als 3 oder 4 mal abconterfeit, zuerst im Herbst 1819 von Schimon, dann im Winter darauf wie es scheint zu gleicher Zeit von Stieler, dem bekannten Maler der Münchener Schönheitsgalerie und dem Wiener Miniaturmaler Daffinger, letzteres Portrait für Steiner's „Prachtabschrift“ aller Werke Beethoven's, die sich in Wien befindet. Und in den Conversationen vom Juli 1820 ist ebenfalls von einem Portrait „zwischen Haydn und Mozart“ die Rede, dessen Existenz nicht näher zu bestimmen ist.

Das alles war etwas für Einen, der nach seinem eigenen Tagebuche „Lob und Ruhm und Unsterblichkeit“ so hoch zu stellen schien.\*) Allein „das theuerste Geschenk des Himmels“ sind ihm doch „seine Kunst und die Mufen,“ „ich finde nur darin das Glück meines Lebens,“ schreibt er selbst einmal später. Und wie steht es nun damit, namentlich in der bösen Zeit von 1819 bis 20? Wir fürchten, bei der großen Arbeit, die diese nächsten 4 Jahre erfüllt, trotz allem das Wort Faust's äußern zu müssen:

Erquickung hast du nicht gewonnen,

Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt!

und wollen uns schon hier vorbereitend darüber aussprechen.

Es war allerdings freiester Entschluß gewesen, was ihn zur Composition der berühmten großen Messe (Missa solennis) führte, und obendrein ein auf eigenstem Bedürfen beruhender Entschluß. Ferner: wer Beethoven's Charakter kennt und seine Töne in die Seele aufgenommen hat, möchte zweifeln, daß hier vernehmlich wiederklingt, was je ein Herz von der Nichtigkeit der Welt empfunden und eine andere bessere Welt vorausnehmend in Bescheidung seiner selbst an Liebe und Freude auf der Welt gefunden und gespendet hat? Allein gebannt in diese bestimmte Erscheinungsform des kirchlichen Messentextes war diese unerschöpfliche und einzig wahre Welt unseres Seins für Beethoven nicht mehr „seine Weise,“ nicht in Substanz und Gehalt, so weit er denselben wirklich erfaßte, noch weniger in der gegebenen Art und Darstellung. Der „ewig regen, der heilsam schaffenden Gewalt,“ die in seinem Busen wie nur je bei einem Künstler wogte, die ihn dem Unendlichen stets so lebendig nahe brachte und seinem eigenen Schaffen etwas von der Gewalt des Ewigen lieh, setzte sich hier die kalte Form, die dunkle Lehre, das Dogma entgegen, die seinem freien Schauen und Glauben unwillkürlich Gewalt anzuthun schienen. Es ist daher bezeichnend, daß er wie dies

\*) S. „Beethovens Tagebuch von 1812—18“ in meinem Buche „Die Beethovenfeier und die Kunst der Gegenwart“. Wien 1870.

der Musikdirektor Scholz aus Warmbrunn bei der ersten Messe (in C) gethan, auch für dieses neue Werk, anstatt der Uebersetzung des wirklichen Textes, eine mehr allgemein hymnische Unterlage wünschte.

Nicht mehr vermochte er, ein einfach treuer Sohn des Christenthums und der Kirche, wie einst Palestrina, wie auch der große Seb. Bach es gethan, das allgemein Beglaubte auch selbst einfach gläubig hinzunehmen und nach seinem Können und Vermögen einfach deutlich für das Bedürfniß des praktischen Gottesdienstes auszusprechen. Dazu war er gar zu sehr das Kind seiner aufklärerischen Zeit. Wie denn auch bezeichnender Weise Luther's Tischreden und vor allem Sturm's „Betrachtungen über die Werke Gottes“ ihn mehr beschäftigten und befriedigten als der hohe Bau dieses mittelalterlichen Glaubens! In der subjectiven Auslegung des objectiv Gegebenen aber mußte er, obwohl ein Glied der katholischen Kirche und voll tiefster Empfindung für die Befriedigung unserer letzten Bedürfnisse durch die Spenden der Religion überhaupt, je länger, je mehr den Boden unter den Füßen verlieren und das Gefühl bekommen, als schwebe er in der Luft. Denn so sehr sein Inneres mit mächtigem Sehnen dem Unendlichen zugewandt und namentlich in diesen späteren Lebensjahren aufrichtig religiös gestimmt war, so sehr war für ihn der Messentext als solcher ein „überwundener Standpunkt“. Und wieder war er der Kirche und fast der Religion selbst gegenüber gar zu sehr Laie oder vielmehr Dilettant, um die Quelle zu finden, aus der auch dieser Messentext stammt und seinen Gehalt und die Hoheit seiner Erscheinung genommen hat. Konnte er also nicht, wie mit dem wirklichen Sinn der Sache jene alten Meister, und selbst mit ihrer mehr vergänglichen jüngsten kirchlichen Erscheinung Haydn und Mozart verfahren waren, einfach unbefangen dem heiligen Gegenstande gegenüber stehen und ihn sinnig ruhig aussprechen, so war doch die Vision der hier waltenden Welt, die seiner tiefen Seele und hohen Geistesart je länger je mehr nicht fern bleiben konnte, nicht sicher und klar genug, um hier das Zufällige und Hergebrachte zu überwinden und mit eigenen Worten Eigenes von dieser zweiten Welt der Menschheit zu sagen. Er erblickt in hellen Momenten den hier waltenden ewigen Urgrund der Menschheit, aber er ist nicht im Stande das Gesicht zu bannen und ein Gewebe herzustellen, das uns selbst in diesen Zauberkreis einer anderen höheren Existenz zwingt. Daher bald ein Taften und Versuchen, bald neben unveränderter Annahme des Hergebrachten selbst bis in das Arrangement der einzelnen Stücke und der dabei üblichen Schreibart hinein, bald ein merkliches Hinüberschießen übers Ziel, — in keinem Falle aber ein Wort des einfachen ruhigen Glaubens! Der Gegenstand hat ihn, je mehr er sich hinein vertieft, auch mehr und mehr innerlich erfaßt, aber weil er ihn nach seiner Substanz und seinem Bestande nicht zu ergreifen vermag, ungleich

mehr ästhetisch und sozusagen dramatisch als sachlich interessirt und beschäftigt. Es ist daher nicht ohne Grund, daß das Werk auch ungleich mehr den Antheil der künstlerischen Fachgenossen als der Kirche und überhaupt der religiösen Empfindung gewonnen hat. Ist es doch gewissermaßen eine andere Symphonie Beethovens mit den erhabensten Bildervorwürfen, die nur je die Sätze einer Symphonie gehabt haben und dazu mit der Beihülfe des schönsten Instrumentes, das existirt, des Chors von Menschenstimmen, gewissermaßen eine mächtige Chorphantasie über den christlichen Messentext!

Dabei aber, um auch diese Folge der Sachlage sogleich zu berühren, hemmt ihn nun in dem freien Ausdruck seiner Empfindung und Anschauung doch stets wieder ganz ebenso wie einst in der Oper *Fidelio* eben dieser Text selbst, das Wort, das unberührt stehen und deutlich ausgesprochen sein muß. So wird das Ganze trotz aller innig persönlichen Antheilnahme und allem ernstfrohen Aufwand des besten Könnens, im eigentlichsten Sinne eine Arbeit, und man spürt wie beim *Fidelio* die Mühe des Erschaffens, sieht die Mähte und das Gemachte. Wie denn auch die Aufnahme der hergebrachten Anschauung hier jene besondere Schreibart, den sog. polyphonen oder strengen Styl mit sich brachte, der allerdings der Natur des Gegenstandes entspricht, allein die freie Empfindung, die mit unserer innerlich erschlosseneren Zeit auch Beethoven theilt und die ihm überall die schönsten Weisen des persönlichen Ausdrucks lieh, gerade bei diesem erhabensten Stoff am meisten in ihrer Aeußerung hemmt! Die „bessere Kunstvereinigung,“ die Beethoven hier und wohl hier am energischsten sucht, führt ihn dabei nicht viel weiter. Allerdings, er will der Sache ihr hergebracht unpersonliches Wesen nehmen und auch in dieser Welt des Ewigen das freie schöne Antlitz menschlicher Persönlichkeit zeigen. Allein gerade an den schönsten Stellen finden wir ihn in diesem Bestreben am merklichsten und wohl für ihn schmerzlichsten selbst gehemmt. Tieferegreifende Einzelheiten hat das Werk, ja ungeheure, nie gesehene Momente, die uns mit der ganzen Wirkung der echt künstlerischen Intuition erschüttert in unser Inneres werfen. Und das Schuster- und Schneidergesicht der landläufigen Messencomposition war durch das Thun dieses Genius natürlich für immer aus der wahren Kunst hinweggetilgt. Denn natürlich wenn ein solcher Geist vier volle Jahre sich plagt und selbst am Ende, wenn auch sicher nur schmerzlich nothgedrungen „bravo sagt,“ wie sollten da die deutschen Spuren seines Schauens in die Räthsel unserer Existenz fehlen? Und diese Momente mögen ihm selbst Ruhe und Erquickung in der langen Zeit der Arbeit an dem Werke gewesen sein. Arbeit aber, wenn auch zugleich fruchtbarste Vorarbeit zu einem mehr Wahren und Ganzen in der Kunst, dessen Reime damals schon lebendig genug vorlagen, zur „Neu-

ten Symphonie," Arbeit war es und blieb es, was hier geschah, nicht freie künstlerische That. Darum auch währte es so lang, und wir haben uns hier ebenfalls durch eine ziemlich breit sich hinziehende Einzeldarstellung durchzuwinden, um dann zuletzt den wirklichen Abschluß dieses „oeuvre le plus accompli“, wie Beethoven selbst es genannt, vorwegnehmend, näher auszuführen, was dasselbe trotzdem für Beethoven und die Kunst bedeutet.

„Als Beethoven 1818 an die Composition seiner 2. Messe ging, ließ er sich den Text ins Deutsche übersetzen, und auch das Sylbenmaß des Lateinischen bestimmen, wie hier das Credo von seiner Hand vorliegt,“ steht von Schindler's Hand auf dem betreffenden Schriftstück in seinem Beethovennachlaß, und wir wissen, daß dem Meister schon die Aussprache des eleison nicht sicher war. Jedenfalls aber ward, wenn auch nach den vorhandenen ersten Skizzen sogleich mit dem Kyrie begonnen zu sein scheint, der Gewohnheit und Natur echt künstlerischen Schaffens gemäß, je nach innerer Stimmung das eine oder andere Stück dieser gewaltigen Bilder unsers höheren Seins vorgenommen, und erst bei der eigentlichen Ausführung, wo des Gleichgewichts der einzelnen Theile wegen und um die gehörige Abstimmung in das Ganze zu bringen, von vorn angefangen werden mußte, sind die bezeichnenden Worte geschrieben, die in der Partitur über dem Introitus stehen: „Von Herzen! Möge es — wieder zu Herzen gehen!“ Es war dies ebenso ein Bekenntniß des eigenen Antheils an dem viel bedeutsamen Werke wie ein Aufruf an sich selbst, bei dessen Ausgestaltung treu auszuharren und alle Hinderung und Schwierigkeit der Ausführung, deren er sich bei dem Entwurf des Ganzen doppelt bewußt werden mußte, kräftig zu überwinden. Wie denn solchem Wort des Beginnens auch über die endlich abgeschlossene Arbeit entspricht: „Meine Hauptabsicht war, sowohl bei den Singenden als Zuhörenden religiöse Gefühle zu erwecken und dauernd zu machen“ und daß der Verfasser „dieses sein neuestes Werk für das gelungenste seiner Geistesproducte hält,“ beweisen die Aeußerungen, die in Briefen über Verkauf und Gebrauch desselben vorkommen.

„Gott wird mich erleuchten, daß meine schwachen Kräfte zur Verherrlichung dieses Tages beitragen,“ dieses Wort gegen den Erzherzog Rudolph, zu dessen Installation als Erzbischof Olmütz das Werk dienen sollte, läßt ihn uns also im Beginn des Jahres 1819, der Winterbeschäftigung gemäß, bei der eigentlichen Arbeit vermuthen. Die verzweifelte äußere Lage von damals kennen wir. Zur Bedrängniß in dem Vormundschaftsproceß kam bald auch wieder materielle Noth. „Erst jetzt kann ich Ihr letztes vom 18. Dez. beantworten,“ heißt es am 30. März gegen seinen Schüler Ferd. Ries in London. „Ihre Theilnahme thut mir wohl. Für jetzt ist es unmöglich nach London zu kommen, verstrickt in so mancherlei Umstände; aber Gott

wird mir beistehen künftigen Winter sicher nach London zu kommen, wo ich auch die neuen Sinfonien (die 9. und die 10.) mitbringe. Ich erwarte ehestens den Text zu einem neuen Oratorium (Der Sieg des Kreuzes), welches ich hier für den Musikverein schreibe, welches uns wohl auch in London dienen wird.“ Also nicht bloß die Messe, auch noch solche mächtige Schöpfungen wie Symphonie und Oratorium hoffte er über den Sommer zu vollenden. Es mußte also der Hauptentwurf der Messe in seinem Geiste fertig sein. \*)

„Gleich bei Beginn dieser neuen Arbeit schien sein ganzes Wesen eine andere Gestalt angenommen zu haben, welches besonders seine älteren Freunde wahrnehmen,“ erzählt nun in seiner bekannten sog. Biographie Schindler und rühmt zugleich die „feste Gesundheit“ in den Jahren dieser Arbeit. Sie wurde offenbar jetzt, wie Beethoven selbst schreibt, „durch die Thätigkeit auch wieder befördert.“ Denn hier galt es zu einem großen Zweck die Hände rühren. Gleichwol, oder vielmehr eben deshalb, soll Ries für ihn thun, was er kann: „denn ich bedarf es.“ Doch schließt der Brief: „Alles Schöne an Ihre schöne Frau!!! Von mir!!!!“ — Die Aussicht zu neuen Thaten giebt neue Lebensfreude. Das Geld aber soll durch Verkauf der Sonate Op. 106 und des Quintetts Op. 104 gewonnen werden, die Ries damals zum „Verschachern“ auch nach London zugesandt werden, und zwar mit jenen renommirten „zwei Noten,“ die seinem Schüler bei dem Gerücht, welches mehrmals verbreitet war, anfangs die Idee aufdrangen: „Sollte es wirklich bei meinem lieben alten Lehrer spuken?“ Diese „Kleinigkeit“ also war bei allen „Confusionen“ der Lage, von der er damals schreibt, daß sich Ries vielmehr über das, was er hiebei noch leistete, wundern würde, nicht vergessen worden. Neben all dem trivialen äußeren Treiben geht fast völlig unberührt oder doch unbeirrt, stets ein tiefes inneres Leben nebenher und rüstig vorwärts! Dagegen giebt er, wenn nur ein ordentliches Honorar dabei herauskomme, die Unordnung der einzelnen „Stücke“ der Sonate, die ja doch in Deutschland nach ihrem eigentlichen Wurf und Plane erscheinen sollte, ruhig dem Geschmack oder vielmehr der künstlerischen Bildungsstufe der Engländer frei, und könnte, wenn sie nicht recht sein sollte, auch eine andere schicken! Nicht einmal einen eigenen Copisten könne er sich halten. „Die Umstände haben das alles so herbeigeführt und Gott bestre's bis der Erzherzog in einen bessern Zustand kommt! Dies dauert noch ein volles Jahr“ sagt er. „Es ist gar schrecklich wie diese Sache zugegangen und was aus meinem Gehalte (vom Erzherzog Friedrich Rudolph und den Fürsten Kinsky und Lobkowitz)

\*) Die hier citirten Worte s. in „Briefe Beethovens“ Stuttgart 1865 und „Neue Briefe Beethovens“ ebend. 1867.

geworden ist, und noch kein Mensch kann sagen was werden wird bis das besprochene Jahr herum ist.“ Dabei also fällt die merkwürdige Aeußerung: „Die Sonate (Op. 106, die „Kirchensonate“ mit dem Gebet im Adagio) ist in drangvollen Umständen geschrieben; denn es ist hart um des Brotes willen schreiben, soweit habe ich es nun gebracht! Wegen nach London kommen werden wir uns noch schreiben. Es wäre gewiß die einzige Rettung für mich aus dieser elenden drangvollen Lage zu kommen, wobei ich nie gesund, und nie das wirken kann was in besseren Umständen möglich wäre!“ Das war am 19. April 1819. Am 25. Mai aber heißt es: „Ich war derweilen mit solchen Sorgen behaftet wie noch mein Leben nicht und zwar durch übertriebene Wohlthaten gegen andere Menschen,“ — ohne Zweifel gegen die Mutter jenes Neffen, den ihm sein jüngerer Bruder in Wien hinterlassen, um die „böse Frau“ wenigstens nach dieser Seite hin zu befriedigen. Darum drängt er Nieß auch um „das Honorar avec ou sans honneur.“

Um so erwünschter mußte jetzt die Erneuerung des Antrags der „Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats“ um ein Oratorium kommen. Vermuthlich hatte die Aufführung von Händel's „Timotheus“ im December 1818 die Sache neu angeregt. Man hoffte „für das nächste Jahr ein Werk aus der Feder unsers genialen Beethovens mit Text von Bernard“, schreibt die Wiener Zeitschrift, deren Redakteur dieser Bernard selbst war, bereits am 1. December 1818. Und zwar sollte es jetzt ebenfalls, „heroischer Gattung“ sein, und der Director Vincenz Hauschka erhält Auftrag, dem Meister für den ausschließlichen Besitz und Gebrauch desselben auf 1 Jahr, 200 Ducaten zu bieten. Darauf schreibt Beethoven am 15. Juni 1819 von Mödling aus den humoristischen Brief an das „beste erste Vereins-Mitglied der Musik-Freunde des österreichischen Kaiserstaats“, mit allerhand contrapunctistischen Schnörkelen auf die Worte: „Ich bin bereit“; sagt, er habe kein anderes, als geistliches Sujet, ein heroisches sei ihm auch recht, nur glaube er auch was geistliches hinein zu mischen würde sehr für eine solche Masse am Platz sein. Folgt „Amen“, wieder mit Noten! „Hr. v. Bernard wäre mir ganz recht, nur bezahlt ihn aber auch, von mir rede ich nicht;“ sagt er „da ihr euch schon Musik-Freunde nennt, so ist's natürlich, daß ihr manches auf diese Rechnung gehen lassen wollt—!!!“ Dabei wünscht er diesem „Hauschkerl“ allerhand hier unmittheilbare schöne Dinge. „Was mich angeht, so wandle ich hier mit einem Stück Notenpapier in Bergen, Klüften und Thälern umher und schmiere manches um des Brotes und Geldes willen, denn auf diese Höhe habe ich's in diesem allgewaltigen ehemaligen Fayahenlande gebracht, daß um einige Zeit für ein größeres Werk zu gewinnen, ich immer vorher so viel schmieren um des Geldes willen muß, daß ich es aushalte bei einem

großen Werk. Uebrigens ist meine Gesundheit sehr gebessert, und wenn es Eile hat, so kann ich auch schon dienen. Ich bin bereit."

Das „Geschmier um des Geldes willen“, waren die „Varixten Themen“ Op. 105 und 107 für Thomson in Edinburg. Das erste am 6. September 1819 auch von Artaria in Wien angezeigt, das andere im nächsten Frühjahr bereits in Händen Simrock's in Bonn. Am 18. August aber quittirt Beethoven über 400 fl. W. W. Vorschuß für das Oratorium. Allein wie er auch am 22. November erwidert, daß ihm selbst daran liege, ein Werk, das dem Verein Ehre mache, zu liefern, und daß er diese Arbeit wie möglich fördern werde, der „nach einstimmigem Urtheil beste kritische Kopf“ Bernard ist mit seinem „Sieg des Kreuzes“ immer noch nicht fertig, und so wird einstweilen, was an Zeit, Lust, Kraft und „Hilfsmitteln“ in diesem Sommer 1820 zu gebote stand, auf die Messenarbeit verwendet.

Die Hinderungen werden energisch überwunden. Unterricht und Pensumscorrectur beim Erzherzog Rudolph in diesem Sommer war dabei wohl doppelt unleidlich. Auch „so vieles Uebel“ mit dem Neffen hatte nachtheilig auf seine Gesundheit gewirkt, und schon im August muß er wieder mediciniren. Allein ob er dabei „kaum einige Stunden des Tages sich mit dem theuersten Geschenk des Himmels, seiner Kunst abgeben kann,“ hofft er doch mit der Messe zu Stande zu kommen, sodaß selbe am 19., falls es dabei bleibe, könne aufgeführt werden. „Wenigstens würde ich in Verzweiflung gerathen, wenn es mir durch meine üblen Gesundheitszustände versagt sollte sein, bis dahin fertig zu sein,“ heißt es weiter am 31. August 1819. Und tags darauf steht im Kalender: „Am 1. September, nur in Dir liegt alles, erwarte keine M—“ d. h. wohl Menschenhilfe. Es beginnt wieder von allen Seiten zu drängen, am meisten auch wohl von innen, da eben der Gegenstand ihm im Verlauf der Arbeit selbst über den Kopf wuchs. Im November 1819 schreibt sein Famulus Schindler offenbar dem Meister selbst zur Notiz in den gleichen Kalender: „Installation des Erzherzogs am 9. März des nächsten Jahres.“ Wenn man nun, „wie ein tapferer Ritter von seiner Feder zu leben“ hat, wie soll ein Werk fertig werden, das schon um seines nächsten Zweckes willen in jeder Weise vollendet sein muß?

Bernehmen wir jetzt vorerst die Augenzeugen über den „Kampf ums Dasein“ dieses Werkes. Da schreibt zunächst der alte Zelter und zwar an Goethe am 29. Juli: „Beethoven den ich gern noch einmal in diesem Leben gesehen hätte, wohnt auf dem Lande und niemand weiß mir zu sagen wo? Ich war Willens ihm zu schreiben, man sagt mir aber er sei fast unzugänglich, weil er fast ganz ohne Gehör sei. Vielleicht ist es besser, wir bleiben wie wir waren, da es mich verdrießlich machen könnte ihn verdrießlich zu finden.“ Und dies ist nur natürlich, wenn man in denselben Tagen bei einem Salleri

„das größte Vergnügen findet diesem echten Naturell nachzuschleichen und ihn immer wahr zu finden, wie er ewig vergnügt ist“ und sich eine Messe von ihm von Jahr 1766 eigenhändig abschreibt, wenn man ferner trotzdem von Cherubini's neuem Requiem meint, das Ganze erscheine, als wenn einer beständig und leidenschaftlich nein sage und dazu mit dem Kopfe nicke, und von Beethoven's Geltung in Wien nur zu sagen weiß, er sei in den Himmel erhoben, weil er es sich wirklich sauer werden lasse und weil er lebe! Am 16. August hat er denn erfahren, Beethoven sei aus Land gezogen und niemand wisse wohin? An eine seiner Freundinnen habe er eben hier (d. h. in Baden) aus Baden geschrieben und er sei nicht in Baden: „Er soll unausstehlich mauffade sein. Einige sagen er ist ein Narr. Das ist bald gesagt. Gott vergeb' uns allen unsere Schuld! Der arme Mensch soll völlig taub sein.“ Letztlin sei er in ein Speisehaus gegangen: „so setzt er sich an den Tisch, vertieft sich und nach einer Stunde ruft er den Kellner: Was bin ich schuldig? — Gew. Gnaden haben ja noch nichts gegessen, was soll ich denn bringen? — Bring was du willst und laß mich ungeschoren.“

In solche Abgeschlossenheit und „tiefste Meditation“ drangen dann natürlich auch nur, wie er selbst sagt, „bloße Instrumente, worauf ich, wenns mir gefällt, spiele.“ Namentlich Schindler ward damals wenigstens als „edler Zeuge seiner äußeren Thätigkeit“ geduldet. „Es wird mir stets eine herrliche Erinnerung jener Zeit bleiben, wo ich oft Stundenlang schreibend dem großen Meister am selben Tische gegenüber saß, als er dieses große Werk schuf, und die Fuge beim Credo hat mir gar närrische Rück Erinnerungen erweckt“, schreibt derselbe 8 Jahre später in die musikalische Zeitschrift „Cäcilia“. „Auch ist es dieser Satz der Messe, der ihn seine Menschlichkeit im Schaffen fühlen ließ; denn im Schweize seines Angesichts schlug er sich Tact für Tact mit Händen und Füßen die Tacttheile, ehe er die Noten zu Papier brachte, bei welcher Gelegenheit ihm sein Hauswirth die Wohnung aufkündete, indem die anderen Parteien sich beschwerten, daß ihnen Beethoven durch sein Stampfen und Schlagen auf den Tisch Tag und Nacht keine Ruhe gebe; daher sie ihn auch überall für einen Narren erklärten, und wirklich schien er auch in jener Zeit (es war im Sommer 1819) ganz besessen zu sein, besonders als er die Fuge und das Benedictus schrieb.“ Ausführlicher aber berichtet derselbe Zeuge um 1860: „Bedenke ich der Erlebnisse aus dem Jahre 1819 vornehmlich der Zeit, als der Tonrichter im Hafnerhause zu Mödling mit Ausarbeitung des Credo beschäftigt gewesen, vergegenwärtige ich mir seine geistige Aufgeregtheit, so muß ich gestehen, daß ich niemals vor und niemals nach diesem Zeitpunkt völliger Erden-Entrücktheit wieder Aehnliches an ihm wahrgenommen habe.“ Gegen Ende August sei er (Schindler) mit dem erst kürzlich in Wien gestorbenen Musiker J. Horzalka dort an-

gekommen: „Es war 4 Uhr Nachmittags. Gleich beim Eintritte vernahmen wir, daß am selben Morgen Beethoven's beide Dienerinnen davongegangen seien und daß es nach Mitternacht einen alle Hausbewohner störenden Auftritt gegeben, weil in Folge langen Wartens beide eingeschlafen und die zubereiteten Gerichte ungenießbar geworden. In einem der Wohnzimmer bei verschlossener Thür hörten wir den Meister über der Fuge zu Credo singen, heulen, stampfen. Nachdem wir dieser nahezu schauerlichen Scene lange schon zugehört und uns eben entfernen wollten, öffnete sich die Thür und Beethoven stand vor uns mit verstörten Gesichtszügen, die Beängstigung einflößen konnten. Er sah aus, als habe er soeben einen Kampf auf Tod und Leben mit der ganzen Schaar der Contrapunctisten, seinen immerwährenden Widersachern bestanden. Seine ersten Aeußerungen waren confuse, als fühle er sich von unserm Behorchen unangenehm überrascht. Als bald kam er aber auf das Tagesereigniß zu sprechen und äußerte mit merkbarer Fassung: Saubere Wirthschaft, alles ist davon gelaufen und ich habe seit gestern Mittag nichts gegessen! Ich suchte ihn zu besänftigen und half bei der Toilette. Mein Begleiter eilte voraus, um einiges für den ausgehungerten Meister zubereiten zu lassen.“

Berichtet nicht Xenophon, bei dem Rückzug der Zehntausend einmal, Socrates ganze 24 Stunden über einem Problem hängend, an derselben Stelle stehend gefunden zu haben? Solche geistige und physische Kraftproben hatte also Beethoven hier unfreiwillig fast ebenso machen müssen! „Xenophons Reden und Thaten des Socrates 3 fl. 30 kr. beim Antiquar in der Currentgasse“, steht auch im Frühjahr 1820 in den Conversationen, und wir wissen, daß der große Weise des Alterthums ihm auch sonst in Unererschütterlichkeit „Muster“ war. „Unter die Wunderwerke des heil. Benno gehört auch, daß er noch nach seinem Tode dem Herzog von Baiern im Traum erschienen und ihm ein Aug' ausgeschlagen“, schreibt dort unmittelbar nachher scherzend ein Unbekannter auf. Daß aber Beethoven selbst jetzt ernstlich genug wie einst Jakob im Traum mit dem Herrn rang und seine Kraft anspannte, als gälte es Berge zu versetzen, das werden wir noch an den äußeren Folgen dieser Sommerarbeit erkennen. Es war wirklich die Sommerhöhe der eigenen Kraft und eine wahrhaft mächtige Gipfelung des gesammten geistigen Vermögens, was hier geschah. Er fühlte sich von solch unerhörter Anstrengung denn auch hinterher förmlich wie an den Gliedern zerschlagen und konnte nach eigenem Geständniß gegen F. A. Brentano in Frankfurt a. M. am 12. Nov. 1821 zwei ganze Jahre lang nachher eigentlich „für seine Kunst nicht wieder leben.“ Aber es war auch, den Spätherbst mit einbegriffen, im Grunde alle Erzeugungsarbeit an diesem Werke mit diesem Jahre 1819 abgethan.

Einige äußere Begebenheiten aus dieser Herbstzeit besagen nicht gerade viel, sind uns aber doch von Bedeutung hier. Am 12. September versucht Zelter wirklich den trübgesinnten Anachoreten in seiner Stille aufzusuchen. Sie begegneten einander auf der Landstraße von Mödling und umarmten sich aufs herzlichste. Zelter konnte kaum die Thränen verhalten: „der Unglückliche ist so gut wie taub.“ Von dieser Zeit an mußten dann die uns so wichtigen „Conversationsbücher“ Regel werden. Man war, weil Beethoven eben nach Wien fuhr, miteinander auf den Nachmittag zu einer ordentlichen Zusammenkunft in Steiner's Musikkladen im Paternostergäßel übereingekommen, und Steiner hatte dies sogleich bekannt gemacht und gleichsam Gäste gebeten, sodaß in einem bis auf die Straße überfüllten Raume ein halbes Hundert geistreicher Menschen gestanden seien. Denn trotz des mannigfaltigen Tadel, dessen Beethoven sich schuldig mache oder nicht, genieße er eines Ansehens, das nur vorzüglichen Menschen zugehe. Allein alles wartete vergebens. Beide Confrontanten hatten in der heißen Tageszeit die Stunde — verschlafen. Abends im Theater, wo sie einander von fern sehen, — Beethoven liebte, wie Professor Klöber erzählt, die Plätze „ganz hoch oben, weil man oben die Ensembles besser höre“, — schien ihm mit einem halb Tauben Verständnis schwer. Beethoven aber entschuldigt sich nach einigen Tagen „aufs beste“, indem er am 18. Sept. liebenswürdig genug schreibt: „Mein verehrter Herr! Es ist nicht meine Schuld, Sie neulich, was man hier heißt angeschmiert, zu haben. Unvorhergesehene Umstände vereitelten mir das Vergnügen, einige schöne genußreiche und für die Kunst fruchtbare Stunden mit ihnen zu verbringen“. Sein Landleben wegen seiner geschwächten Gesundheit, fügt er hinzu, sei eben nicht so zuträglich heuer für ihn wie gewöhnlich. Vielleicht vermöge er noch „übermorgen“ ihm mündlich mit aller wahren Herzlichkeit zu sagen, wie sehr er ihn schätze und wünsche ihm nahe zu sein. Zelter antwortet selbigen Tags dem „würdigen Freunde, der so vielen Guten Freude und Erbauung verschafft“, mit mehr herzlicher Achtung als nach seinen obigen Aeußerungen zu vermuthen war.

Gewissermaßen persönlich geknüpft wurde in den gleichen Tagen in Mödling (nicht in Baden) ein anderes, ein Geschäfts-Verhältniß, das nicht ohne weitere Wirkung bleiben sollte. Der junge M. Schlesinger von Berlin ließ sich Beethoven, als sie gerade in jenem Steiner'schen Gemölbe waren, vorstellen, und ward von ihm aufs Land eingeladen. Bei seiner Ankunft hier sah er den Meister „mit Wuth“ aus der Thüre des Wirthshauses treten, ward aber doch nachher in der Wohnung selbst, wo er Beethoven schon wieder an seinem Schreibpult fand, freundlich aufgenommen und hörte ihn mit sehr ernster — finsterner Miene sich den unglücklichsten Menschen von der Welt nennen: er habe Lust zu einem — Stück Kälbrennen

verspürt und es sei keines dagewesen! Schlesinger tröstet ihn, und von andern Dingen sprechend, d. h. ins Conversationsbuch schreibend, wird er wohl 2 Stunden festgehalten! Dann eilt er nach Wien und schießt mit dem gleichen Wagen wohl zugedeckt — den ersehnten Kalbsbraten nach dem nur 2 Stunden entfernten Ort. Am anderen Morgen lag er noch im Bett, da kam Beethoven, küßte und herzte ihn und sagte, er sei der beste Mensch, den er je angetroffen: nie habe ihn etwas so glücklich gemacht wie dieses Kälberne in dem Augenblick, wo er sich so sehr danach gesehnt habe.

So erzählt in etwas orientalischer Selbstgefälligkeit im Jahre 1859 Schlesinger selbst. Beethoven aber mochte an ihm die „vollständige Schul- und Universitätsbildung“ schätzen, die allerdings bei den Wiener Verlegern damals unerhört war und war überhaupt jeder Aussicht froh, dieser letzteren los zu werden. Doch sollte er an dem „Juden Schlesinger“, dem eben damals am 21. Sept. ein Erinnerungscanon auf die durchaus confessionlosen Worte „Glaube und hoffe“ geweiht ward, noch ärgerlich genug erfahren, daß zu einem tüchtigen Musik-Verleger bloß norddeutsch-literarische Bildung denn doch nicht ausreicht. Denn derselbe erhielt außer den Schottischen Liedern Op. 108 die Sonaten Op. 109, 110, 111, von denen die erste schon unter den Skizzen der Messe in diesem Herbst steht. Die „Sehnsucht nach dem Kälbernen“ aber bekräftigt uns nur aufs neue die volle Versunkenheit in die Arbeit, die wie Dr. Weissenbach's Wort über ihn lautet, „von der Zeit kaum eine andere Notiz zu nehmen schien, als die ihr Sonne und Sterne mittheilen“ und oft erst durch das dringendste Bedürfen wieder an das Dasein erinnert ward, wo es dann nur natürlich ist, daß das Bedürfnis mit fast krampfhafter Heftigkeit sich geltend macht. „Wozu soviel verschiedene Gänge? — der Mensch steht wenig über anderen Thieren, wenn der Götisch sein Hauptvergnügen bildet“, bekam Freund Stumpf, der Harfenfabrikant aus London zu hören, als er im Herbst 1823 mit Beethoven eine luxuriöse Malzeit einnehmen wollte. Also kann uns Schlesinger's Erzählung zu allem Andern eher stimmen, als zum Lachen oder gar Belächeln. Das Hervortreten der Gebundenheit ist in Momenten, wo die Kraft des Menschen mächtig kühn über die Sinnenschränken hinauszugreifen und dem Ueberirdischen zu nahen sich abmüht, nur zu mitleidender Wehmuth stimmend. Daher uns hier die kleine Anekdote nur willkommen sein konnte.

(Schluß folgt.)